

packte sie dicht bei dicht in die Kisten und verbrannte dann die vielen Schachteln im Ofen. Dann wartete ich voller Angst auf Arthur und Fritz. Endlich kamen unsere Waffentransporteur. Ich zeigte ihnen die Vorladung, huckte ihnen die schweren Kisten auf, steckte jedem eine Stulle in die Manteltasche und jagte sie so schnell wie möglich aus der Wohnung. Nun hatten die beiden so viel „Ware“ auf dem Wagen, daß sie auch nicht gleich wußten, wohin damit. Ein großer Teil wurde bei gut bekannten Genossen untergebracht, der Rest auf dem Wagen gut zugedeckt und in die Remise geschoben. Am nächsten Tag konnten auch diese Waffen sicher untergebracht werden.

So war nun erst einmal die größte Gefahr beseitigt. Nur 7000 Schuß Munition waren nicht mehr in die Kisten hineingegangen. Diese packte ich in zwei Pakete und brachte jedes einzelne zu weiter ab wohnen Genossen. Endlich war meine Wohnung „sauber“, und eine Haussuchung konnte unsere Arbeit nicht mehr gefährden.

Danach ging ich zum Leiter unserer illegalen Organisation, meldete ihm alles und erhielt für die Vernehmung strenge Verhaltungsmaßregeln. Es war meine erste polizeiliche Vernehmung, und mir klopfte das Herz zum Zerspringen. Ein Kriminalbeamter las mir aus einem anonymen Brief Stellen vor, wonach aus meiner Wohnung „Kisten mit Dynamit“ herausgetragen würden. Ich erklärte ihm, daß ich aus Angst vor solchem Zeug noch nie in einer Munitionsfabrik gearbeitet hätte und fragte ihn, wie ich ein junges Mädchen, an so gefährliche Sachen überhaupt herankommen sollte? In den Kisten wären Äpfel gewesen, die ich geschickt bekommen und von denen ich einige Kisten mit einem kleinen Verdienst weiterverkauft hätte. Dem Beamten kam es auch nicht in den Sinn, daß ich, die ich durch die Kriegsemährung besonders schmal und elend aussah, mich mit so aufregenden und gefährlichen Dingen abgeben könnte. Er zeigte mir sogar den anonymen Brief, in dem die Anzeige erstattet worden war, aber die Handschrift war mir unbekannt.

Nun konnte ich' Arthur Schöttler und den kleinen Kreis der Genossen, die von der Waffengeschichte und der uns drohenden Gefahr wußten, wieder beruhigen. Nichts war verraten! Ich blieb in den nächsten Tagen völlig isoliert, um die Polizei nicht noch auf andere Spuren zu lenken, falls sie mich beobachten sollten. Auch Arthur und Fritz mieden nun streng meine Wohnung.

In der Nacht vom 8. zum 9. November traf ich den Genossen Fritz und erhielt von ihm den Auftrag, zwischen vier und fünf Uhr morgens den Genossen Schöttler zu holen und mit ihm in der Zeit von sechs bis sieben Uhr vor der Waffen- und Munitionsfabrik in der Kaiserin-Augusta-Allee in Charlottenburg Flugblätter zu verteilen. Danach sollten wir in einem bestimmten Lokal die Waffen zur Verteilung fertig machen und um neun Uhr bei der Organisierung des Demonstrationzuges behilflich sein. Als ich frühmorgens am 9. November unseren Arthur Schöttler aufstöberte, weckte ich ihn mit den Worten: „Steh auf, Arthur, heute ist Revolution!“ Er glaubte zu träumen. Erst als ich ihn nochmals rüttelte, riß er die Augen auf und sagte: „Mensch, Cläre, bist du's.“ Er ist schnell in die Hosen gesprungen, und in zehn Minuten waren wir aus dem Hause.

Schon zur ersten Schicht standen wir beide vor der Waffenbude und verteilten unsere Flugblätter, in denen die Arbeiter aufgefordert wurden, um neun Uhr die Betriebe zu verlassen. Nachdem wir unseren Auftrag gegen sieben Uhr erfüllt hatten, gingen wir in ein Lokal in der Erasmusstraße. Wir waren froh, uns ein bißchen aufwärmen zu können. Dort halfen wir schnell den anderen Genossen, die Revolver auszupacken und die Patronen in die Magazine zu füllen. Auf einmal merkten wir, daß für Moabit zuwenig Patronen blieben. „Was nun“, fragte Arthur ganz entsetzt. „Wie ist das möglich?“ — „Na“, sagte ich, „das ist sicher am 1. November bei dem eiligen Abtransport verbockt worden.“

Mir war die Adresse eines Munitionslieferanten bekannt. Unbedingt mußten wir zu ihm und weitere Munition holen. Arthur und ich steckten uns jeder ein